

## Die vergessene „Linie“.

Von Anny v. Newald-Strasse.

Der echte, alte Wiener weiß in der Regel genau, was noch von „seinem“ Wien da ist. Dieser alte Wiener ist in zwei Sorten anzutreffen. Die eine Sorte, das sind die Stillen, die nur im Freundeskreis oder Gleichgesinnten gegenüber über das entwürdende oder verschwindende Wien klagen, weil „ja so all's wir müßt!“ Diese erste Gattung will vom neuen Wien nicht viel sehen und hören, sie lebt in der Erinnerung der guten alten Zeit, die ungefähr bei ihrer Geburt anfing und Ende der achtziger Jahre aufhörte. Die zweite Sorte aber, das sind die Lauten, die Käpplerer, die beim Anblick jeder neuen Bude in einem altgewohnten Straßenbilde, über jede neuauftauchende Stütze des modernen Ungeheures in äußerer Architektur und Innenkunst in lobende Hornesausbrüche verfallen und sich nicht scheuen, ihre (heute leider nur zu oft gerechte) Entrüstung offen kund zu tun. Diese wundern viel herum und konstataren jede Neuerung im Bilde Wiens mit Empörung. Häufig kann man von dieser cholertischen Spezies zwei stets wiederkehrende Redensarten hören: „Woß denn das sein?“ und: „O'rad' vierzig Jahr' müßt' i jünger sein, nur einmal müßt' i no...“ usw.

Wierzig Jahre! Wie schnell verflohen! Es dünkt uns, es sei noch gar nicht so lange her, daß wir in dem Wien der Hochsitzer und achtziger Jahre lebten, ohne Ahnung, daß wir das Wien von heute erleben müßten. Geschimpft über die Leuerung haben ja unsere Eltern auch schon zu ihrer Zeit. Das ewige Klagen gehört wie das ständige Klagen unlösbar zum Wienerum. Nur raunte man damals mit weniger Grund als wir Leute von heute. Wenn zum Beispiel eine wohlhabende Bürgerfrau von, sagen wir 1875, wieder aus dem Grabe erwachte, sie würde ihre gepflegten, reich beringten Hände mit Mühe über die zwei fettgepolsterten Balkons ihrer Vorderfront ringen und, da sie ja von einer Vereinigung Wiens mit seinen Vororten, von der Beileitung des Linienalles keine Ahnung haben kann, bestimmt fragen: „Ja, aber geht's denn für net vor die Linia einkauf'n?“

Na, du liebes, kleines Hausfräulein von 1918, das tapfer den Kampf um das Dasein aufzunehmen mußte, Anno dazumal, da gab es Brot, Fleisch, Butter, Wehl, Fett und Eier im Uebermaß zu lächerlich kleinen Preisen (wie uns heute dünkt) und ohne „Anstellen“, ohne Woche und andere angenehme Beileitererfahrungen eben dieses Anstellens. Und doch wanderten Tausende von tüchtigen Hausfrauen aus der inneren Stadt hinaus „vor die Linie“, weil es dort billiger war und weil gewisse Artikel dort in reichlicher und weit besserer Auswahl als in der wöblen inneren Stadt lagerten. Wie viele zogen nur zum Beispiel noch Ende der Hochsitzer und Anfang der achtziger Jahre hinaus von „unserm Grund“, der Wöllerbastei, vor die Hernaller Linie, als die zunächst gelegene. Der Samstag wurde von uns Kindern stets mit Ungeduld erwartet. Wie verrückt haben wir uns, Mutter harrend, an der Kampe des Kleppersteiges umher, zur Schulfreundin, die in der alten Klepperstallung wohnte, hinaus winkend oder mit kritischem Auge den Neubau des Burgtheaters messend, in dessen vorgelagerten Bauhütten wir manchmal prachtvollen Reiband, ein ganzes „Boaerl“ um zwei Kreuzer, holten. Sobald die Mutter sichtbar wurde, verschwand unser Temperament blitzschnell, und es trabten ein paar sehr artige, sanft-blonde Kinder vor ihr den Weg nach Hernals, der für uns stets eine Fülle von Interessantem bot. Da war sofort rechts auf der Wöllerbastei die Wohnung von Moritz Bermann, dem Wiener Lokalhistoriker; dieselbe, in der er am 11. Juni 1895 starb. Bis-a-vis von Bermann, hoch oben ihm Hause Nummer drei der Wöllerbastei, wohnte ein anderer Buchhändler, Georg Draudt (bei dem der „Hans Bögel von Gumpoldskirche“ erschien), der früh gewöhnlich zum Gaudium der jüngeren, männlichen, zum Aeraer der älteren, weiblichen Bewohner der gegenüberliegenden „araden Nummern“, im allertiefsten Nothlage, beim offenen Fenster den Himmel um das Wetter befragte.

Gewöhnlich kletterten wir bei dem am Ende der Wöllerbastei befindlichen kleinen Atelier des Photographen Bauer hinunter zum Schottentor, dessen Reste damals natürlich noch standen, überquerten die Schottengasse, um bei Daniel Schmidt, dessen gemütliches, großes Kaufmannsgewölbe mit dem wundervollen großen Schild „zum Schottentor“ damals wohl stadtbekannt und beliebt war, etwas an Kaffee, Zucker und Schokolade zu bestellen. Verschwinden Schild und Geschäft. Unsere leidenschaftlichen Bitten, „nur einen Bli“ in Bischofs Bierhalle werfen zu dürfen, weil da Waters Chef, der Volksdiener und Redakteur des „Hans Jörgel“, Anton Langer, gern sah, ab, trank und — schlief, wurde jedesmal mit einem kurzen, einem sofort jede weitere Red' verschlagenden: „Das schickt sich nicht!“ abgefertigt. Und so zog man weiter, durch die noch sehr dünne Mäe der Universitätsstraße, an der noch eingepflanzten Universität vorbei. Links sah man das ebenfalls noch unfertige neue Rathaus,

rechts die der Einweihung harrende Botifische; knapp neben dieser zuckte das freundliche „Laternenänderhäusel“ hervor, ein primitives, in einem Gärten gelegenes Wirtshaus, wo man das beste Gulasch und das wohlsmekendste Abzug bekam. Die Hautebolee verkehrte allerdings wo anders. Dann überschritt man das Ende des Josefstädter Glacis, wo erst das Haus Reizes und des Generalkommandos standen. Verlorene Signale, die einen im Ohre liegen, so lange man lebt, klangen vom Exerzierplatz hinter der Botifische herüber. Vorbei am „araden Haus“ und an der Alferkaserne; neben dieser leuchteten in grellen Lichtern die Plakate am Café „Maison Rouge“ im Pöten-Haus, die das Auftreten der Fürstin Wignatelli verkündeten. Gegenüber lehnte sich an die Alferkirche die erste der damals noch bestehenden vier Stationen des Passionsweges vom Schottentor bis zur Salvatorienbergkirche in Hernals. Das schließliche, wenn auch meist nicht ersuchte Ziel aller böhmischen, mit dem Winkel und dem Kopfbüchel zur Laborlinie hereingewanderten Dienstboten, das Findelhaus, öffnete nun links sein stets unangesehenes Pfortchen: ein hart abgenutzter alter Blockenzug lud Tag und Nacht zur gefälligen Handhabung ein. Dann kam das schöne Haus Nr. 25, das einst der Hofratswitwe Greiner, der Vorleserin Maria Theresiens, dann ihrer Tochter, der Karoline Pöschl, später unter anderem der Familie Obboldner (bis heute) eianete. Schief gegenüber wohnte Wilroth. Und weiter an der zweiten Leidensstation im „Botibergershaus“ und an lauter traulichen einhöfsten weißbälgigen Häusern vorbei bis zum „Dreilauserhaus“, das mit seiner vorgelagerten „Dassena“ und dem Einpinnerstand die Alferstraße in zwei Teile spaltete. Ein illustres Haus! An dem Trakte gegen die Kinderwitwengasse wurde am 29. November 1869 Angenruber geboren, und in dem heute noch stehenden Teil in der Alferstraße Nr. 40 wohnte bis zu seinem Tode am 7. Dezember 1879 Anton Langer.

Und da war man auch schon bei der Hernallerlinie mit dem Linienamtsbüschel. Links befand sich eine hohe Bretterwand, hinter der die Grabe, vom Schottentor kommende Pferdebahn mit ihren tüchtigen, fugehrunden, meist braunen Pferden verschwand, um den Weg zunächst nach Ottakring einzuschlagen. Weiter draußen wendete sich nun im hübschen Bogen die Straße, die zur Hauptader von Hernals wurde. Die kleine Kavelle und das „Auge Gottes“ wurden sichtbar. Links stand eine Grube von niederen Häusern, in denen sich eine Fülle schmaler Läden mit Haus- und Küchengeräten eng aneinander schmiegte. Daran schloß sich das Oberleitische Kasino. Bis-a-vis vom Otterlein war ein freier Platz, hinter dem man das Grüne des Germalfeldes und des Linienalles liegen sah. Dann raste das hohe, geschmückte Holzportal des „Chinesischen Salons“, heute Hernaller Hauptstraße, ampor. Und hier lag das Dorado der Wiener Hausfrau in Form von unzähligen Messern, Eisen, Fleischer, Seilher-, Wildbret- und Kolonialwarenläden, in deren Wislagen die Verkaufung und das „Arrangement“ Nebenbade, die Masse in ihrer unübersehbaren Güte und Preiswürdigkeit die Hauptbade war. Unglaubliche Quantitäten des feinsten Wurstzeuges und Gekochten wanderten mit den Kindern in die vielen Weisenden des Grundes. Und zur soliden Stunde zog man wieder heim in die Stadt mit den eingekauften Lebensmitteln, das heißt was die geschmuggelten, wie kleine Säbchen, Hasen, Karree usw. betrifft, sorgsam auf alle Teilnehmer der Expedition verteilt. Die Finanzen waren bei Nacht noch gemüthlicher als beim Tag. Nur an Sonntagen, wenn sich oft ganze Wagenburgen von Reugeln „bei der Linia“ stauten, wurde ihr Blick spitzig, ihr Griff kühn, das „Stanael“, mit dem sie das Innere der Wagen prüften, zum gefährlichen Werkzeu. Denn das „Hereschwärzen“ wurde in Wien immer als eine Art kühner Sport betrieben.

Von den vielen alten „Linien“ stehen nur noch wenige einzelne Ueberbleibsel. Um so freundlicher muß der Freund Alt-Wiens überrascht sein, wenn er sich der alten Hernallerlinie so unverändert, wie sie einst war, gegenüber sieht. Freilich muß man sie erst suchen — denn sie ist von hochragenden Rinstakernen und von Planken eingeschlossen; von dem Quadrat, das die Häuser Alferstraße Nr. 46 und 48, Sebraasse Nr. 1 und 3, Kinderwitwengasse Nr. 11 und 13 sowie eine Bretterwand in der Zimmermannsgasse bilden. Von den Stiegenhäusern jedes der genannten Häuser gesehen, hat eine gemütliche Dose Alt-Wiens zu Füßen des entzückten alten Wieners, der sofort spürt, wie sein Herz „royalisch“ wird. Da liegt das ebenerdigte Rezipientenhaus mit dem schönen Siebeldportal, dann das eigentliche Linienamt, dessen Finanzkassette unter dem Strahenniveau lag und noch liegt, und da steht vorgelagert das alte einstöckige Haus Sebraasse Nr. 1, alles leer und öde. Lange Zeit diente dieses alte Linienamt postalisches Zwecken, und nach seiner unausschließlichen Demolierung, die wohl nicht mehr lange warten lassen wird, soll sich da ein neues Postamt erheben. Es wird wohl ein geschmackloser, nüchternen Neubau werden, auf den wir Wiener von einst, die wir noch den Domaher und das Paradiesgartl gesehen haben, nicht neugierig sind. Und diejenigen, die's nicht alassen können, daß die alte Hernallerlinie noch steht, die sollen sie sich recht bald anschauen, sonst ist's zu spät.